In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 254. Posen, den 4. November 1928. 2. Jahrg.

Heimkehr.

Roman von Gertrud Weymar-Hey.

2. Fortsetzung.

Wie lange er so am Wege gelegen hatte, wußte er nicht. Aber es mußte eine ganze Weile gedauert haben, denn es war inzwischen dunkel geworden. Der Mond stand jetzt drüben über dem Berge, abenteuerlich umflattert von Wolkenfetzen, und im Tal und verstreut an den Hängen flimmerten die Lichter von S. — Auch im Häusel droben war Licht. In freundlichen, gelben Sternen brach es durch die herzförmigen Oeffnungen der Läden. Der einsame Mann strich sich über die Stirn und gewohnheitsmäßig über die Narbe. Seine Hand war feucht und roch nach Moos und Erde, der Arm schmerzte vom Sturz. Er achtete nicht darauf. Hatte er denn geträumt? Das Häusel da oben, das all die schweren Jahre als Mittelpunkt in seinem Denken und Sehnen gestanden hatte, sollte ihm nicht mehr gehören? Sein altes, gutes Häusel! Marie hatte es zwar mit in die Ehe gebracht — als Erbteil von den Großeltern, bei denen sie aufgewachsen war. Aber seine Heimat, seine „Heemte“ war es doch geworden in drei Jahren, die sie vor dem Krieg zusammen darin gehaust hatten. Ein Vaterhaus hatte er ja nicht gekannt. Er und die Wanda waren als Waisenkinder in der Welt herumgestoßen worden. Und da hatte er nun nach seiner Hochzeit plötzlich „a eigenes Häusel“ gehabt. Gut war das gewesen. Wenn er abends müde und hungrig von der Arbeit gekommen war und hatte schon von ferne das Häusel gesehen — und den blauen Rauch, der aus der kleinen Esse stieg, — und hatte gewußt, da dampft deine Suppe, — und da erwartet dich die Marie! — Mit beiden Händen wehrte er ab. Nee, nee ock, an die wollte er ni mehr denken!

Er richtete sich ächzend auf, suchte seine Mütze, die er beim Fall verloren hatte, und ging mechanisch weiter. Da war er auf der breiten Straße, die wie ein weißgraues Band in den schwarzen Wald hineinlief. Sie führte zur Berggeistbaude, wo seine Schwester wohnte. Die Berggeistbaude, die war jetzt sein Ziel. Er wußte eigentlich selbst nicht, was er dort wollte. Vielleicht kam er auch der Wanda nicht recht. Aber er mußte doch ein Ziel haben und ein Unterkommen für die Nacht.

Die Marie — — —. Nee, nee ock! — —

Aber hübsch war sie geworden, sah nicht mehr so verhärmt und schmal aus wie im Kriege, wenn er auf Urlaub gekommen war. Wie a junges Mädel, — nur voller und runder — die Brust, die Hüften. Und doch beileibe nicht plump und dick. — Das hatte er ja schon früher so gut an ihr leiden mögen, das Feine, das Fürnehme. Sie hatte ein paar Jahre in der Stadt in besseren Häusern gedient, in Hirschberg, in Görlitz. Stolz war er gewesen auf ihr Benehmen, auf ihre Sprache. Rohe Redensarten tat sie nicht um sich leiden, wie sie keinen Dreck ersehen konnte. — Furt, Furt, ne mehr d'ran denken! — —

Vor ihm auf der mondhellen Straße stapfte ein langer, schwarzer Kerle, — sein Schatten. Wie krumm und puckelig der ging! Und der wollte der Marie gefallen, der feinen Marie!

Wie wohl der andere aussah? Ihm fiel ein, daß er noch nicht einmal den Namen wußte. Doch, — Stefan, — Stefan hatte sie gesagt. Dann war es keiner von den Hiesigen. Er fühlte fast etwas wie Erleichterung darüber, als wäre sonst alles noch schlimmer gewesen.

Der Wald um ihn rauschte, und jetzt mischte sich von fern ein dumpfes Stöhnen hinein. Der einsame Wanderer achtete nicht darauf. Sein Bewußtsein erfaßte den Naturlaut nicht, aber in seinem Blute hallte er wider.

Der andere! Wenn er ihn hätte, jetzt hier vor sich hätte! Er stand still und reckte sich und schüttelte die Fäuste. „O du — — du Lump, kumm', — kumm' ock! A Feigling bist du, a niederträchtiger Schleicher! Mei Weibel hast mir genommen, mei Miezla! — Aber ich will dir's — — heemzahlen will ich's dir! Mann gegen Mann!“ Er keuchte — fast stimmenlos vor Wut, sein Atem dampfte in der kalten Nachtluft. Und jetzt — dröhnte kaum hundert Meter entfernt von ihm ein Echo seines Zornes, nur viel stärker, gewaltiger, — ein kurzes, bellendes Keuchen, eine Herausforderung, die in ein langgezogenes, hohnvolles Röhren überging.

Wild sprang ihm das Blut. Der Feuerstrom, der in den kalten Herbstnächten dampfend und keuchend durch die Wälder braust, tobte auch in seinen Adern. Was nur ein Funke gewesen war, mild und von der Vernunft bewacht, wie er im Leibe des Menschen flackert, wurde zur Flamme, wie im brunstenden Hirsch. Stolz streckte er sich, laut schrie er sein Leid nun hinaus in die Nacht, sein Leid, seine Eifersucht, seinen Zorn. Heiser und fremd, tief und röhrend war seine sonst ein wenig hohe und zage Stimme. Heiße Liebesnamen rief er für sein Weib, tolle Herausforderungen und hohnvolle Beschimpfungen für den anderen. Wild schüttelte er wieder und wieder die Fäuste, bis — — bis ihm die Arme erlahmten und weiße Helle im Hirn alles überflutete und auslöschte.

Er fand sich am Straßenrain, von kaltem Schweiß bedeckt, mit zitternden Gliedern, matt und zerschlagen. Was war das gewesen? Was wollte er denn? Ein Mensch, dem die Sinne vergingen, sobald ihm das Blut einmal heftiger zu Kopfe stieg, der konnte doch nicht kämpfen, der war ja wehrlos. „A Krippel, a armseliger Krippel,“ sagte er leise, voll Bitterkeit und Scham. „Am besten wär es, ma macht a Ende.“

Und dann raffte er sich doch wieder auf. Die Kälte trieb ihn wohl empor, vielleicht auch das Fünkchen Lebenswille, das selbst im Verzweifelten noch leuchtet, oder der Stolz des anständigen Menschen, der auf sich hält und nicht so am Wege „verrecken“ will. Und er stapfte weiter, mutlos und gebückt, und vor ihm stapfte riesengroß und schwarz, mutlos und gebückt sein Schatten, der unzertrennlich von ihm war, — wie sein Elend.

Auch im Mohhäusel hörten sie das Schreien der Hirsche, denn zwischen Stefan und Marie herrschte Stille — nicht jene schöne, sommerwarme Stille, in der die guten Gedanken und die zärtlichen Empfindungen reifen, und die zwei Menschen einander näherbringen kann als das unruhige Ballspiel der Rede; es war die

Stille der Mutlosigkeit und der Angst. Wie immer saßen sie am Tisch unter der altmodischen Hängelampe, Marie mit einer Näharbeit beschäftigt, Stefan über ein Buch gebeugt, ein Werk über Rembrandt, das ihm ein Angestellter der Glashütte geliehen hatte. Aber sonst hob er zuweilen den dunklen Kopf, und ein froher Blick traf die Frau, oder er zeigte ihr ein Bild, las ihr einen Satz vor, der hoch und schön klang, und zu dem sie beistimmend nickte, weil er es erwartete (obgleich sie den Sinn nicht immer ganz verstand). Und sie freute sich heimlich an ihm, daß er so klug war und so ein schönes, offenes Gesicht hatte und starke Schultern und gute, schlanke Hände und eine männlich tiefe Stimme, die in der Begeisterung voll und warm wie eine Glocke klang. Heute saß jeder für sich, obgleich der gemeinsame Tisch sie einte, und die lampenhelle Luft stand zwischen ihnen, wie eine dicke Wand aus gelbem Glas.

Und von draußen aus den dunklen Wäldern, über die mondweißen Hänge kam der Brunstruf der Hirsche, kam gedämpft und seltsam schauerlich zu den beiden ratlosen Menschen und zog die Gedanken der Frau hinaus aus der traulichen Wärme in die kalte Nacht, in der vielleicht jetzt einer noch umherirrte, — einer, der heimgekehrt war und doch keine Heimat mehr hatte, der noch lebte, und dessen Recht darauf doch erloschen war, erledigt durch ein paar grausame Federstriche, die — sie mit veranlaßt hatte. — Wie war sie einst besorgt um ihn gewesen, daß er sich nicht erkältete! Er gehörte ja nicht zu den Stärksten, hatte im ersten Jahre ihrer Ehe eine schwere Lungenentzündung gehabt. An die Arbeitsstelle im Walde hatte sie ihm seine Wolljacke gebracht, wenn der Tag rauher und kälter geworden war, als man am Morgen vermuten konnte. Ins Feld hatte sie ihm warme Sachen geschickt, — selbstgestrickte Schals und Stützel, Kopfschützer und Leib- und Kniewärmer. Wer kümmerte sich jetzt darum, ob er sich erkältete da draußen in der Herbstnacht? — Nicht die heiße, glutvolle Frauenliebe, ein fast mütterliches Mitleid war stets ihre stärkste Empfindung für ihn gewesen. Mit der schlichten Erzählung von seiner freudlosen Kindheit als Waisenknabe hatte er einst ihr Herz gerührt und gewonnen. Dieses Mitleid flammte auch jetzt mächtig in ihr empor.

Hier am Tisch war sein Platz gewesen, und nun mußte er draußen umherlaufen, frierend, vielleicht hungrig, wie ein vom Hause verjagter Hund. Sie beugte sich tiefer über ihre Näherei und fuhr sich verstohlen über die Augen. Ein Schluchzen, das sich kaum noch unterdrücken ließ, saß in ihrer Kehle. Aber sie zwang es hinab, stand auf, räumte mit bebenden Händen ihre Arbeit weg und sagte: „Gute Nacht. Ich gehe einstweilen voran. Ich bin so müde."

Und er nickte und versprach: „Ich komme bald nach, Marie."

Aber sie war kaum hinaus, da legte er hastig das Buch weg, holte vom Schrank einen Stoß alter Zeitungen und begann ein fieberhaftes Suchen. Er entsann sich doch, vor einiger Zeit von einem ähnlichen Fall gelesen zu haben. Da war auch ein totgeglaubter Kriegsteilnehmer, dessen Frau wieder verheiratet war, zurückgekehrt. Er wußte nicht mehr, war nun die zweite Ehe gültig gewesen oder — die erste. Er suchte und suchte — mit brennenden Augen und klopfenden Herzen — er fand die Notiz nicht. Die Zeitung war wohl inzwischen zerrissen worden. Also mußte er sich morgen bei Carl Hirt erkundigen; der wußte in juristischen Dingen Bescheid. Aber dazwischen lag noch eine ganze Nacht der Ungewißheit. Marie, — Mirzl, — armes, liebes, — wie gut, daß du nichts ahnst! — Mit schweren Füßen stieg er die schmale Treppe hinauf.

Droben in der Kammer stand Marie hoch am offenen Fenster und starrte in die Nacht hinaus, die so kühl und so keusch war in ihrem weißen Mondkleid, und in der doch die heiße Wollust der Kreatur keuchend und röhrend ihr Wesen trieb. Der Kamm war wie eine riesige, langgestreckte, silberflimmernde Wasserwoge, die vor Maries tränenfeuchten Augen zu wachsen und sich näherzuwälzen schien, als wollte sie Wald und Tal und alles Lebendige überschwemmen und überfluten. Aber droben am Himmel strahlten friedvoll die Sterne. Und die Geängstigte faltete die Hände und hob all ihr Leid empor zu dem, den sie da oben suchte. Doch es taute heute kein Trost aus den Sternen. Denn die Zweifel, die Pauls Rückkehr in ihre Seele geworfen hatte, machten auch vor Gott nicht halt. Beiden Männern — Paul und Stefan — war sie in seinem Namen angetraut worden!

Sie fühlte Stefans Nähe erst, als er dicht hinter ihr stand und seine warmen Hände sich um ihre Schultern legten. „Du bist ja ganz kalt," sagte er erschrocken. Und er nahm sie in seine Arme und trug sie zum Bett, wie ein Kind. Er rieb ihre Hände und ihre kalten Füße, und sein warmer Hauch rieselte wohltuend über ihre Haut. Und seine Aengste und Zweifel stachelten die Leidenschaft, daß er die Zurückhaltung vergaß, die er sich seit gestern auferlegt hatte.

Aber in der sauberen, weißen Dachkammer — Tage und Nächte vom frischen Bergwind durchspült — nisteten immer noch die alten Erinnerungen. An diesen Wänden und Dielen, an der schrägen Decke und den beiden Betten hingen sie, hatten unsichtbar da gehangen all die Zeit, leblos, wie tote Fliegen im Spinnennetz. Nun wachten sie auf; nun machten sie sich los und summten Marie wild und vorwurfsvoll in die Ohren. Und sie wehrte dem Manne, — wehrte nur leise, fast unbewußt. Aber ihn traf ihr schwaches Widerstreben wie ein Schlag. Er gab sie gleich frei, streifte nur noch ihre Stirn mit seinen Lippen und lag dann lange mit hämmerndem Herzen und stechenden Schläfen und grub vergebens in Gedächtnisschächten: Welche Ehe war ungültig gewesen, die erste oder — die zweite? — Er hörte von ferne das brünstige Schreien der Hirsche und fühlte dabei mit grimmigem Schmerz, daß die geliebte Frau an seiner Seite, — so nahe an seiner Seite, daß er sie mit seinen Armen hätte umfassen können, — mit ihren Gedanken weit fort von ihm war, als hätte er sie schon verloren.

Die „Berggeistbaude" lag an der breiten Fahrstraße auf halber Höhe des Berges. Hinter ihr erhob sich der Nadelwald wie eine schwarze Mauer; vor ihr glitt der Blick über niederes Gehölz und Geröll ins Tal hinab, in weißliches Gewoge, aus dem die Lichter der Ortschaften und der Bahnstrecke wie Leuchtkäfer flimmerten.

Paul Vogt stand zögernd und starrte auf das Haus, aus dessen hellen Fenstern Zitherspiel und übermütiges Singen in die Nacht herausschallten. Sollte er wirklich da hinein? — Aber es gab für ihn keine Wahl. Er war viel zu müde und zerschlagen, um noch weiterzugehen. Und schließlich war die Wanda doch seine Schwester, — ein Mensch, der einzige auf der ganzen Welt, an den er noch eine Art Anrecht hatte, nachdem Marie nichts mehr von ihm wissen wollte.

Vor dem Hause stand ein kleines Auto, dessen Scheinwerfer nicht abgeblendet war. Er geriet in die grelle Lichtbahn und taumelte; es war wie ein Vorzeichen.

„Wir versaufen uns'rer Oma ihr klein' Häuschen" sang man drinnen jubelnd im Chor, als er die Haustür aufklinkte. Er schlich am Gastzimmer vorüber und tastete sich nach der Küche; er wußte ja von früher Bescheid.

Wanda war allein in der Küche. Sie hantierte an dem großen, gescheuerten Tisch. Es roch nach Kaffee und Grog. Die Gestalt der Schwester hatte sich kaum verändert; sie war eher noch kleiner und hagerer geworden, — ein karges, anmutloses Frauenwesen, in dem ein zäher, harter Wille lebte. Befremdet drehte sie sich um, als er ihr einen „Guten Abend" bot. Er streckte ihr die Hand entgegen. „Ich bin's ock, Wanda, — der Paule!" Da fuhr sie entsetzt zurück. „Alle gutten Geister! Es scheecht!"

(Fortsetzung folgt.)

Unser Nachbar Mars.

Neue Experimente mit Radiotelegraphie.

Eine drahtlose und astronomische Plauderei.

Der Direktor der Londoner drahtlosen Station hat dieser Tage einen erbitterten Kampf mit einem Manne führen müssen, der ihn immer wieder bestürmte, ein Telegramm an den Mars aufzugeben. Dieser Mann war durchaus nicht einem Irrenhause entsprungen, wie der Direktor zunächst annehmen mußte. Als der Mann ihm zum ersten Male sein Anliegen vortrug, glaubte er allerdings, einen Geistesgestörten vor sich zu haben. Er fühlte sich als das Opfer eines Ulkes, er war erbost und gebot, den frechen Mann auf die Straße zu expedieren. Aber der Mann kam wieder. Zweimal, dreimal kam er wieder, mit dem gleichen Wunsche, mit dem gleichen Telegramm an den Mars, es war eine dringende, mysteriöse, unerhörte Angelegenheit. Dieser Mann siegte. Das Telegramm wurde angenommen. Das Telegramm stammt nämlich nicht von einem Wahnsinnigen, sondern von dem auch als Spiritist bekannten Physikprofessor Mansfield Robinson. Eine staatliche Behörde, ein öffentliches Nachrichtenunternehmen, die drahtlose Station in London wird also in diesen Tagen ein Telegramm an den Mars aufgeben müssen. Auf dem Tisch des Direktors liegt die geheimnisvolle Depesche in der Marssprache. Professor Mansfield hat den Text der Depesche natürlich so abgefaßt, daß sie gegebenenfalls auch von den Marsianern gelesen werden kann. Er hat sich dabei von einem besonders sensitiven Medium beraten lassen, das nach seiner Ueberzeugung in ständigem Kontakt mit einem bestimmten Marsbewohner stehe. Das Telegramm lautet: „Om ga ea an nea", zu deutsch: „Der liebe Gott ist allgegenwärtig."

Für dieses Telegramm hat Professor Mansfield sieben Schilling hinterlegen müssen. Das übrige haben die Londoner Radiotelegraphisten zu tun. Allerdings haben die Beamten keine Garantie für die Ankunft der Depesche gegeben, aus diesem Umstande dürfte sich auch die niedrige Depeschengebühr erklären.

So weit sind wir schon! Drahtlose Verbindung mit dem Mars. Es ist kein Scherz, keine Mystifikation, sondern tatsächlich ein von einer staatlichen Behörde, in diesem Falle von der Direktion der drahtlosen Station in London unternommener Versuch, dessen Anreger der Physikprofessor Mansfield ist.

Ein Versuch, dem Radiotelegraphisten, Astronomen, Wissenschaftler allerlei Betrachtungen weihen können. Die Phantasie des Laien aber ist aufgeregt, und der alte Traum wird wieder lebendig. Schon immer hat die Menschheit mit dem Mars geliebäugelt und versucht, eine Verbindung mit ihm herzustellen. Man denkt ihn sich als eine zweite belebte Erde, mit Menschen, Marsmenschen, von denen man sogar eine höhere Entwicklungsstufe erwartet. Während der Mond im Bereich unserer Raumfahrpläne eine immer geringere Rolle spielt, rückt der Mars uns gewissermaßen immer näher. Es läßt sich tatsächlich nicht leugnen, daß eine Aehnlichkeit mit irdischen Verhältnissen besteht.

Was sagt nun der Radiotelegraphist zu diesem neuen Unternehmen? Die Entfernung zum Mars spielt für ihn zunächst gar keine Rolle, 55 Millionen Kilometer sind wie für einen Astronomen so auch für einen Radiotelegraphisten keine allzu hohe Ziffer. Denn die Wellen breiten sich mit der Geschwindigkeit des Lichts aus und legen in einer einzigen Sekunde 300 000 Kilometer zurück. Die Verbindung zum Mars wäre auf diesem Wege also in drei Minuten hergestellt. Aber . . . und hier schüttelt der Radiotelegraphist den Kopf: werden die Wellen sich im freien Weltenraum fortpflanzen? Er weiß, daß die oberste, stark mit elektrischer Kraft geladene Schicht unserer Lufthülle die Wellen der Radiotelegraphie von dem freien Weltraum abschließt. Bisher konnten noch niemals die drahtlosen Wellen diesen Luftpanzer, der in einer Höhe von 150—200 Kilometer liegt, durchbrechen, immer wieder kehrten sie zur Erde zurück. Die neue Londoner Sendung wird auf einer Wellenlänge von 18 500 Meter erfolgen.

Professor Mansfield, der Absender des Marstelegramms, ist ein Optimist, der Radiotelegraphist, dem es obliegt, dieses Telegramm in den Weltenraum zu schicken, wird schon pessimistischer sein, der Astronom aber ist unheilbar pessimistisch infiziert. Raketenflüge und Radiotelegraphie zum Mond, zum Mars, was sind sie für ihn anderes als Phantasiegebilde, als Wünsche und Illusionen einer auswanderungsfreudigen, entdeckersüchtigen Menschheit? Ueber den Mars wissen wir eigentlich noch weniger als über den Mond. Man spricht viel von Marskanälen und glaubt darin ein Zeichen für die Bewohntheit des Planeten zu erblicken. Wir wissen heute nicht einmal sicher, ob es ein solches Netz von Linien auf dem Mars tatsächlich gibt. Je größere Instrumente man verwendete, um so weniger sah man davon, und wir könnten die Kanäle aus optische Täuschung für erledigt erklären, wenn nicht neuerdings direkte Beobachtungen und photographische Aufnahmen mit einem der größten Fernrohre wieder ein solches Netz gezeigt hätten. So bleibt die Frage immer offen; aber wenn die Marskanäle auch existieren sollten, Kanäle sind sie gewiß nicht, und in diesem Falle wie in allen anderen Punkten liefert uns die astronomische Beobachtung keinerlei Zeichen für das Vorhandensein von erdähnlichem Leben auf dem Mars.

Andererseits sind aber auch noch keine strikten Beweise für die Unmöglichkeit der Bewohnheit des Mars zutage gefördert worden. Während man beim Mond mit dem Fehlen der Atmosphäre argumentieren kann, ist das beim Mars **nicht** der Fall. Dieser unserer äußere Nachbar im Sonnensystem hat eine Lufthülle, die allerdings viel dünner ist als die irdische. Die Marsatmosphäre enthält auch Wasserdampf, wie die Bildung von Wolken und Nebeln beweist.

In den Aequatorgegenden des Mars herrscht zur Mittagszeit eine Temperatur von 15 Grad über Null. In der Nacht sinkt die Temperatur jedoch beträchtlich, auf etwa hundert Grad **unter Null**. Es läßt sich nach den Forschungen, die sich in letzter Zeit vor allem mit den klimatischen Verhältnissen des Planeten befaßten, gewiß nicht leugnen, daß eine Aehnlichkeit mit irdischen Verhältnissen vorhanden ist.

Indessen, wer kennt die Unterschiede? Wer würde einen Aufenthalt auf dem Mars, läge er im Bereich der Möglichkeit, länger als für eine Visitenstunde ertragen? Und mit dieser Frage gestehen wir, daß wir über die Ziele unserer Raumfahrten **nicht viel wissen**. Wir wissen nur, daß wir dort nirgends Verhältnisse antreffen werden, die eine Besiedlung, eine Erschließung irdischer Zivilisation ermöglichen. Und die astronomische Forschung? Die vielen Rätsel, die da noch der Lösung harren? Diese Rätsel liegen für den Wissenschaftler nicht auf dem Mars. Die liegen im Reich der **Fixsterne**, und niemand wird daran denken wollen, diese Welten mit einem Raketenauto zu bereisen. Ist beim Mars die Entfernung von ungefähr 55 Millionen Kilometern für die Instrumente der Forschung nur ein Katzensprung, von dem Licht in drei Minuten zurückzulegen, so wird bei dem nächsten Fixstern aus diesem Katzensprung von drei Minuten eine Lichtreise von mehreren Jahren.

Die Idee der Raumschiffahrt wird sich von solchen Erwägungen **nicht einschüchtern** lassen. Man wird weiter mit dem Mars liebäugeln, und einmal wird man auch raumfahren, ohne daß, wie bei den ersten Opel-Versuchen, Raketen zu früh losgehen und eine Katze in Stücke gerissen wird. Man wird raumfahren, das ist gewiß.

Die „A.-G. auf Ableben".

Paul saß schon lange im schwärzesten Pech. Teilweise kam das auch daher, weil er sich seine Handschuhe viel sorgfältiger auszuwählen pflegte als seine Freunde.

Verlangte er jetzt von jemandem sein eigenes ausgeliehenes Geld zurück, klagte der Betreffende sofort mit kummervoller Miene über seinen Mangel an Verständnis für — die Nöte der anderen.

Einst schlich Paul verdüsterten Gemütes, bleichen Angesichts mit den Händen in den Hosentaschen und einer peinlichen Leere im Magen durch die Straßen. Vor einem bösartig teuren Restaurant machte er plötzlich verwundert halt: Am Fensterplatz sah er einige seiner Freunde sitzen, die eifrig damit beschäftigt waren, sich über die Not der Zeit mit gutem Wein hinwegzuschwemmen.

Paul trat ein. Offensichtlich kitzelte sein Anblick seine Freunde — seine sogenannten Freunde — nicht unbeträchtlich am Gewissen. Doch ließ er ihren Seelenzustand voller Großmut unbeachtet, überlegte einen Augenblick und ließ sich dann kurz und sachlich hören: „Ich will euch ein Geschäft vorschlagen."

Dieses Stichwort rettete die Lage im Nu. Vier Zigarettendosen blitzten gleichzeitig vor ihm auf, man ließ ihm ein Glas bringen und fragte sogar, ob er nicht etwas essen wolle.

Natürlich wollte er. Dann rückte er mit seinem Vorschlag heraus. Demzufolge sollten seine Freunde sein Leben für eine Million versichern, wogegen er sich verpflichtete, sich — vorbehaltlich der Lieferung des dazu erforderlichen Alkohols — binnen drei Monaten zu Tode zu trinken.

Zuerst weigerten sich die Edlen; wenn auch nicht gerade mit dem Brustton der Ueberzeugung. Dann gaben sie nach. Aus reiner Menschenfreundlichkeit. Denn Paul behauptete, daß er sich sowieso selbstmorden würde. Angesichts dieses unerschütterlichen Entschlusses konnten sie natürlich nicht anders, als ihm die Durchführung seines Vorhabens möglichst angenehm zu gestalten.

So wurde die A.-G. auf Pauls Ableben gegründet.

Für Paul begann nun eine Zeit, die allerdings nicht entfernt so schön war, wie er sich's gedacht hatte. Tag und Nacht mußte er die verteufeltsten Drinks in sich hineinpumpen, seine Wohnung glich einer besseren Schnapsdestille und zu essen gab's fast nichts.

Eines — wie man so sagt — schönen Tages begegnete Paul seiner Jugendfreundin Elli. Elli befand sich gerade auf dem Wege zu einem mehrtägigen Skiausflug. Aus seinem begrenzt gesellschaftsfähigen Zustand und sonstigen Merkmalen schloß sie sofort, daß etwas mit ihm nicht in Ordnung sei. Nach einer Viertelstunde wußte sie alles.

Wie er ging und schwankte, mußte er mit auf die Skitour.

Als er nach etlichen Tagen an einem sonnigen Morgen zurückkehrte, war er frisch, lebensfroh und verliebt wie ein Primaner. Allen Alkohol der Welt wünschte er zum Teufel. Mit sehr gemischten Gefühlen erinnerte er sich daran, daß der gestrige Tag laut Vereinbarung sein Todestag gewesen sein müßte.

Zu Hause angelangt, fand er die Schwelle seiner Wohnung stark abgenützt, an der Tür einen Zettel: „Pest im Hause", den Telephonhörer abgehängt und die Wirtin in tobender Wut. Tag und Nacht hatten ihr die Abgesandten der A.-G. keine Ruhe gelassen, um zu erfahren, was aus ihm geworden sei.

Paul beschloß, sich vorerst mal gründlich auszuschlafen.

Aber schon nach kurzer Zeit weckte ihn ein Groom mit einem Brief in der Hand. Was ein echter Groom ist, läßt sich eben durch nichts abschrecken; auch nicht durch die Pest.

Als Paul den Brief gelesen hatte, schenkte er dem Groom seine allerletzte Mark. Darauf rasierte er sich, zog sich seinen zweiten und besten Anzug an und verließ im Laufschritt das Haus.

*

Gegen Mittag desselben Tages erschien einer von Pauls A.-G.-Freunden am Schalter der Versicherungsgesellschaft, um für alle Fälle die zweite Vierteljahrsrate zu erlegen. Plötzlich rutschte ihm vor Schreck und Staunen die Kinnlade nach unten: gerade ihm gegenüber saß Paul an einem Schreibpult und benahm sich, als gehöre dieser Platz ihm von Jugend auf.

Der A.-G.-Freund gewann seine Herrschaft über seine Kinnlade wieder und knirschte: „Du bist ein Betrüger!"

„Bitte sehr," sagte Paul liebenswürdig, „der Staatsanwalt wohnt im Hause gegenüber."

Da erbleichte der A.-G.-Freund und fleuchte von dannen.

Paul hingegen kletterte langsam aber stetig vom Schaltersitz zum Direktorensessel. Unterwegs heiratete er Elli. Sie war es nämlich, die es verstanden hatte, die hohe Direktion der Versicherungsgesellschaft davon zu überzeugen, daß es entschieden vorteilhafter wäre, für gute Arbeit einige hundert Mark monatlich als für nichts eine Million in einer Minute zu zahlen.

O. Berting.

Die Geschwindigkeit der Fische.

Es sind wiederholt Versuche gemacht worden, um festzustellen, mit welcher Geschwindigkeit Fische zu schwimmen vermögen. Die erzielten Resultate waren sehr mangelhaft, da eine Prüfung im Wasser sehr schwierig ist. Immerhin konnte man feststellen, daß ein Lachs im Durchschnitt 5,6 Meter in der Sekunde zurückzulegen vermag, in der Stunde also über 20 Kilometer.

Schwertfische durchschneiden das Wasser mit einer solchen Schnelligkeit, daß sie einen badenden Menschen, gegen den sie anrennen, mit ihrem spitzen Oberkiefer durchbohren können. In einem Londoner Museum wird ein Stück eines Schiffsbodens aufbewahrt, an dem zu sehen ist, daß ein Schwertfisch seine Schnauze durch 35 Zentimeter dickes Eichenholz stoßen konnte, nachdem er vorher den Kupferbeschlag des Schiffes, eine Planke von 10 Zentimetern Dicke und eine Lage Filz durchbohrt hatte. Aus der Wucht dieses Stoßes läßt sich leicht auf die ungeheure Geschwindigkeit schließen, die ein Schwertfisch erreichen kann.

Die Bügelfalte.

In einem kleinen Orte nördlich von Berlin wurde folgende nette Szene beobachtet. Auf einer Landstraße, die gerade frisch geschottert worden ist, müht sich eine Dampfwalze ab, die Straße zu glätten. Plötzlich entledigte sich der Mann, der die Lokomotive lenkte, seiner Beinkleider. Nanu, denkt der Zuschauer, wenn's dem Mann zu heiß wird, kann er doch zunächst seinen Rock ausziehen. Der Arbeiter legt die Hose sein säuberlich zusammengefaltet auf den glatten Weg vor seine Maschine, steigt auf und überfährt das Kleidungsstück; dann zieht er, als ob nichts geschehen wäre, seelenruhig sein Beinkleid wieder an, nickt dem Zuschauer freundlich zu und sagt erklärend: „De Biejelfalte!"

Der Chauffeur als Dichter.

Wenn verlautet, daß in unserer Zeit die Bohemiens aussterben, daß die Sachlichkeit der Gegenwart auch diese letzte Erscheinung der Romantik zerstört, wenn statt der ehrlich begeisterten Kunstjünger blasierte Jünglinge in den Kaffeehäusern sitzen, die es apart oder interessant finden, eine Welt zu imitieren, die schon sich auflöst, so muß man all diesen Propheten ein Beispiel aufzeigen, geschehen in unseren Tagen. Ein wahres Erlebnis, keine Literatenanekdote. Geschehen im Jahre des Heils 1928 zu Paris.

Eine einfache Geschichte, gewiß, nur eines der Schicksale unter den tausend ähnlicher oder gleicher, deren gemeinsame Ueberschrift „Gestrandete Existenz" lautet. Oder auch: „Außenseiter der Gesellschaft", falls es sich um einen Film handelt. Die Nacht ist es, deren besonderes Fluidum mit all der verhaltenen Spannung und aufgespeicherten, vielleicht auch, sei es unsachlich und unmodern, Gefühlsduselei er geeignet findet, um — sein Dichtertum zu bekennen. Denn darum ist hier über das Wesen der Boheme zu sprechen, und darum ist allen Weissagern ihres Sterbens zu widersprechen, weil da einer ist, der Fremde fährt durch die blinkenden Straßen der Seinestadt, dahin und dorthin, Befehlen dienend, gehorchend. Aber am Ziel schaut er sich aufmerksam und sehr prüfend und wägend den Fahrgast an, und wenn er meint, daß jener der Ehre würdig sei, die er ihm zuteil werden lassen will, zieht er behutsam ein schmales bleufarbenes Bändchen aus der Tasche seines weiten Chauffeurmantels: Gesammelte Gedichte ist darauf in matten Goldbuchstaben zu lesen.

Nachdem er also seines Amtes als Wagenlenker gewaltet hat, wird er zum Jünger der Musen, und außer dem Extratrinkgeld wandert dann noch in seine Rechte — das Honorar für seine Dichtungen. Jean Bazier heißt dieser seltsame Dichtersmann, dessen Verse zwar naiv sind und wenig stilisiert und wenig berufen, aber sicher ist es, daß dieser junge Mensch besessen an seine Kunst glaubt, daß er — chauffiert und Trinkgelder heischt, um seine Gedichte drucken zu lassen. Und wenn irgend jemand unter den Herren, die er fährt, unter denen, die seinen Gedichtband lasen, sich interessieren für ihn, so zückt er seine Visitenkarte, und darauf steht zu lesen: Jean Bazier, Dichter. Vielleicht ist dieser Bohemien, dieser Abenteurer wirklich schon „ein Dichter", wenn auch nur einer von eigenen Gnaden.

Aus unserem Raritätenkasten.

324.

In 10 000 Liter Luft sind nur drei bis vier Liter Kohlensäure.

325.

Im luftleeren Raum sind die Lichterscheinungen viel glänzender, da dann der Widerstand der Atmosphäre nicht überwunden zu werden braucht.

326.

Es gibt in Deutschland über 7000 Arten wildwachsender Blumen.

327.

Die Witwen stehen in China in hohem Ansehen und zwar deshalb, weil sie durch ihren toten Gatten einen so warmen Fürsprecher im Himmel haben. Sich wiederzuverheiraten heißt diesem Vorteil entsagen, was nahezu ein Verbrechen ist.

328.

Nur zur Zeit der Mondfinsternis ist die Erde genau zwischen Mond und Sonne, d. h. liegt 149 480 000 Kilometer von der Erde entfernt der Mond nur 407 000 Kilometer, aber sie liegen alle drei in einer Linie.

329.

Junge Alligatoren bieten in ihrer weichen Haut ein sehr schönes Material, das, wenn es gegerbt ist, ein sehr gleichförmiges Leder abgibt und sich dadurch von der Haut des älteren Alligatoren unterscheidet, die hart und ungleich gefärbt ist. Fast jeder Teil des toten Alligatoren läßt sich zu Geld machen. Die Zähne liefern einen leuchtenderen Elfenbein als die Elefantenzähne und lassen sich zu den feinsten Schmuckstücken verarbeiten.

330.

Schon lange Jahrhunderte, ehe Papin als erster in Europa die Bedeutung der aus den Knochen des Rindes hergestellten Gelatine als ein wertvolles Nahrungsmittel erkannte, wurde sie in der Heilkunde der alten Chinesen und Japaner zum Stillen von Blutungen wie auch als Mittel gegen Schwäche und Blutarmut verwendet.

331.

Die Redensart „das Tischtuch zwischen uns ist zerschnitten" rührt von einer symbolischen Handlung her, die im Mittelalter üblich war. Hatte ein Ritter die Standesehre verletzt, so wurde durch einen Herold bei der Tafel an seinem Platze das Tischtuch durchschnitten, sowie sein Teller und das Brot umgekehrt.

332.

Der Bommi ist ein afrikanischer Fisch, der springen und klettern kann. Diese Art Fisch kann infolge seiner eigentümlichen Atmungsorgane stundenlang außerhalb des Wassers leben. Er verläßt oft sein nasses Element, um sich auf Bäumen Insekten zu fangen.

333.

An chinesischen Theatern werden die Frauenrollen von Männern gespielt.

334.

Ein Frauenhaar kann das Gewicht von 178 Gramm halten, ohne zu zerreißen. Der Menschenkopf hat durchschnittlich 30 000 Haare, die zusammen also eine Riesenlast von 5340 Zentner zu tragen vermögen.

335.

Bei den Tieren kommt ein fester Schlaf nur ausnahmsweise vor. Die meisten Geschöpfe sind Nachttiere. Tagtiere wie Menschen, Tagaffen und Tagvögel bilden die Minderheit. Fest schlafen in der Nacht nur die Säugetiere, die vor einem Ueberfallen durch Feinde regelmäßig geschützt sind. Dagegen brauchen Kopfarbeiter und Kinder viel mehr Schlaf als der gewöhnliche Mensch, weil beiden Gehirnen neue Eindrücke zugeführt werden.

336.

Die ganze chinesische Schriftart läßt sich zurückführen auf 214 sog. Schlüssel- oder Urzeichen, während sonst ein gebildeter Chinese 10 000 derartige Zeichen in sich aufgenommen haben muß, um sich durch Wort und Schrift verständlich zu machen. Alle zusammengesetzten Zeichen betragen 80 000 und diese dem Gedächtnis einzuprägen dürfte wohl kein Menschenalter ausreichen.

Fröhliche Ecke.

Kinderlachen. In einer westfälischen Dorfschule bespricht der Lehrer mit den Kindern die Schöpfungsgeschichte. „Nun denkt einmal nach," sagt er am Schluß, „warum durften denn Adam und Eva die Aepfel vom Baume der Erkenntnis eigentlich nicht essen?" Die Frage war sehr schwierig und machte den kleinen Geschöpfen großes Kopfzerbrechen. Schließlich meldete sich ein kleines Mädel: „Weil Gottens die Aepfel selber einmachen wollten."

*

In einer anderen Schule war von Karl dem Großen die Rede, und der Lehrer fragt den kleinen Kurt, was er ihm denn von Karl dem Großen erzählen könne. „Karl der Große ist gestorben," sagt der kleine Kurt. Damit ist aber auch sein Wissen erschöpft. Da meldet sich Peter. „Nun, Peter, was kannst du denn erzählen?" erkundigt sich der Lehrer. „Herr Lehrer, bei uns im Hause ist auch ein Mann gestorben!" berichtete Peter.